

Nymphe und Triton

Überlegungen zu Fortschritt, Barockbrunnen, #MeToo, Madame Chantelouve und zur Sache mit der Lust

Feminismus 2017 begann für mich mit einer eigenartigen Szene am Triton- und Nymphen-Brunnen im Wiener Volksgarten. Da saß ich nämlich in den ersten wärmeren Tagen des Jahres und sah den Täuberichen beim Balzen zu. Auch die Erpel stürzten sich frühlingwild, wie Kamikaze-Jäger, aus der Luft ins Brunnenwasser und trieben dort die Enten ihrer Wahl vor sich her. Vorbei zog eine der unvermeidlichen asiatischen Reisegruppen, die Wien kollektiv durch auf Handystangen gepackte Smartphones besichtigen. Der Brunnen war klares Fotomotiv, woraufhin ich auch genauer hinschaute: Da trägt Triton, ein Satyr mit Fisch-Pferdeunterleib, eine Nymphe auf der Schulter, die sich windet und ganz offensichtlich nicht goutiert, was Triton mit ihr vorhat. Er speit zur Seite wie einer, der seine Arbeit gut gemacht und die Beute fest im Griff hat. Sie blickt, den Mund zum Schrei aufgerissen, gen Himmel. Und ist das jetzt ein Zufall, dass die Fontäne nur aus seinem, nicht aber auch aus ihrem, obgleich doch geöffneten Mund spritzt? „Hm“, dachte ich damals, „krass, und warum hat eigentlich noch keine Gleichstellungsinitiative gegen solche Figurengruppen Protest eingelegt?“ Schließlich sind solch barocke Elogen auf *rape culture* ziemlich empörend. Es scheint nur eine Frage der Zeit, bis das ein Thema wird.

Das Täuber-Erpel-Triton-Erlebnis lag noch vor der #MeToo-Debatte. Aber #MeToo liegt nach #Aufschrei aus dem Jahr 2013, nach kritischen Diskussionen um Berlusconi's Bonga-Bunga-Parties und Dominique Strauss Kahns Zimmermädchenaffären, nach den ersten wirklich wirkungsvollen Enthüllungen sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche 2010. All diese öffentlichen und immer wiederkehrenden Skandale erscheinen wie Etappen auf dem Weg einer langsamen Ver-

änderung der sexuellen Kultur. Das Fähnchen der Sensibilität, des Verständnisses für marginalisierte Gruppen hat sich – teilweise wenigstens – gedreht; Werte wie Egalität, Antidiskriminierung, Schutz von Schwächeren sind wesentlich stärker im Commonsense verankert als noch vor 15 oder 20 Jahren. Folglich verlieren die alten „Kavaliersdelikte“ an moralischem Kredit und die Bilder und Worte ihre Unschuld, beziehungsweise wir unsere Naivität. Denn Vergewaltigung steckte immer schon im Triton-Brunnen, nur war das früher halt normal und nicht der Rede wert. Jetzt plötzlich sehen wir *rape*/Missbrauch überall, und die Schwierigkeit ist, dass man halb Wien sprengen müsste, wollte man brutalbarocke Lustdarstellungen grundsätzlich problematisieren oder gar nicht mehr öffentlich herzeigen.

Harte Arbeit

Machen wir einen Sprung zu Madame Chantelouve. Die Dame spielt in Joris-Karl Huysmans Roman *Là Bas* eine Rolle, unter anderem in einer sehr eigenartigen Liebesszene. Umworben vom Helden der Geschichte, Durtal, ziert sie sich, wie und weil es sich so gehört. Durtal strengt sich an, bedrängt seine Beute auch ein bisschen und bekommt sie schließlich ins Bett. Nur: Es macht ihm keinen Spaß. Durtal möchte eigentlich den Beischlaf gar nicht, Madame Chantelouve hingegen entbrennt nachhaltig in sexueller Leidenschaft. Die ironisch-komische Liebesszene bei Huysmans ist misogyn, gar keine Frage, schließlich stammt sie aus der Zeit der Triton-Brunnen. Aber sie ist auch auf produktive Weise verwirrend. Denn erstens wirft sie die generelle Frage auf, ob dieses Sex-Ding den Männern eigentlich Lust bereitet. Ist das alles ein Spaß oder doch eher harte Arbeit? Zweitens kommt der Verdacht auf, dass das „Triton Spiel“ – so will ich es einmal nennen – im Grunde eine Abwehr ist, eine Versicherung gegen die Lust der Frau. Denn nichts ist so unangenehm in unserer das Weibliche beschämenden Kultur, wie die hemmungslos sexualisierte, alles

verschlingende, die phallische oder besser noch: die vaginale Frau, die sich nimmt, was sie will, und sich auf eine Weise entblößen könnte, die uns alle das Fürchten lehrt. Huysmans Romanszene erinnert daran, wie wahnsinnig viel unbefriedigte Frauenlust es auf diesem Planeten geben muss, wie viel durch Gewalt verstümmeltes, oder auch nur frustriertes, gedemütigtes und aufs Warten, aufs Schönseinwollenmüssen, aufs Verführtwerden beschnittenes Begehren.

Mehrfach ist angemerkt worden, dass Aktionen wie #Aufschrei oder #MeToo das „Nein“ in den Vordergrund stellen. Es steht – na ja, warum wohl? – die Abwehr im Vordergrund und die Notwendigkeit weiblicher Zustimmung. Die Frau soll Nein oder Ja sagen dürfen und erinnert damit tiefenpsychologisch an die Imago der Mutter, die verbietet oder erlaubt. Die Frau, die das Spiel bestimmt, die Nympe, die sich den Triton schnappt und ihn nach Strich und Faden fickt, kommt in diesem Bild nicht vor. Insofern existiert eine geheime Allianz zwischen dem Narrativ von #MeToo und dem des Triton-Brunnens.

Ich will und ich kann

Es gibt einen feministischen Fortschritt, wie wackelig und prekär die Dinge auch liegen mögen, und 2017 hat er mit #MeToo weitere Geschichte geschrieben. Wobei, das sei angemerkt, wir auf hohem Niveau diskutieren und der wirkliche Skandal für Feministinnen sein sollte, dass kaum eine der nach Europa geflüchteten Frauen hier ankommt, ohne auf der Route sexuelle Gewalt erfahren zu haben. Ihr #MeToo möchte man sich noch nicht einmal vorstellen.

Beeindruckend ist jedoch, wie mächtig die „nackte Wahrheit“ sein kann, wie befreiend, wenn öffentlich benannt wird, welche Übergriffigkeiten bislang alle als „normal“ oder unvermeidbar galten. Wie dagegen eine gute Konsenskultur zwischen den Geschlechtern aussehen könnte, hat Laurie Penny kürzlich in ihrem Text *The Horizon of Desire* ausbuchstabiert.

Konsens, sagt sie dort, sei kein feststehendes Ding, sondern eben ein immer wieder auszuhandelnder Prozess: „Du kannst tatsächlich Nein sagen, selbst wenn du in der Vergangenheit einmal Ja gesagt hast. ... Konsens ist mehr als die Abwesenheit eines Nein. Er ist die Möglichkeit eines wirklichen Ja.“

Ich denke an einen Satz von Simone de Beauvoir. Am Ende von *La deuxième sexe* formuliert sie die Utopie, Frauen und Männer könnten irgendwann vielleicht „brüderlich“ zusammenleben. Dieser Satz ist oft kritisiert worden, weil de Beauvoir die männliche Form favorisiert, und weil „brüderlich“ ziemlich unsexy klingt. Vielleicht klingt es aber auch ein bisschen schwul, und vielleicht ließe sich ausgerechnet hier für Feministinnen etwas lernen. Man muss die schwule Sexkultur nicht verherrlichen – sie kennt Unterwerfung, Vergewaltigung, Demütigung und üble Verachtung des Weiblichen, wie alle anderen Kulturen auch, und es laufen in ihr definitiv zu viele aufgepumpte Tritons herum. Aber mir scheint, dass in ihr auf der Grundlage der Achtung als „Mann“, als „Gleicher“, ein freieres Spiel möglich ist. Gleichheit garantiert, dass die Rollen männlich/weiblich, aktiv/passiv, mächtig/ohnmächtig potenziell umkehrbar sind, dass die Macht nicht stillsteht, sondern fließt, dass die Dominanz mal hier sein kann und mal dort.

Das etwas protestantisch anmutende Verhandlungsethos einer Konsenskultur (was will ich, was willst du, wo ist die Mitte?) ist eine Lösung; eine andere wäre ein Modell, in der die Macht des „Ich-will-und-ich-kann“ so verteilt ist, dass beide Seiten sie haben und ausagieren, wenn auch vielleicht nicht zur gleichen Zeit. Um dieses Modell „rotierender Macht“ in eine feministische Utopie zu überführen, müsste sich die gesellschaftliche und das heißt: die sexuelle Rolle von Frauen ändern. Es bedarf der phallischen, oder eben der phallisch-vaginalen Frau. Solange SIE als diejenige agiert, die sich ziert, hat ER die Macht. Solange SIE sich nur wehrt, bleibt das Spiel bei IHM. Solange ER überwältigt, kann SIE nicht überwältigend sein – auch wenn ER ihr erzählt, wie umwerfend sie aussieht.

Im falschen Film

#MeToo ist ein riesiges feministisches Anliegen und ein vorwiegend heterosexuelles Thema. Vielleicht verstehen Queers da einiges nicht

Vor kurzem berichtete Emilia Smechowski im *SZ Magazin* über einen Selbstversuch, den sie im Auftrag der *SZ* durchgeführt hatte: Sexisten direkt zur Rede stellen. Sobald eine Situation als übergriffig verstanden werden könnte, sei es eine Geste oder ein unangemessen sexualisiertes Kompliment, sollte sie den betreffenden Mann direkt konfrontieren. In ihr Experiment bezog Smechowski nicht nur aktuelle Fälle ein, die – Vorzeigeffekt – ja auch nicht täglich am Wegesrand liegen, sondern stellte auch einen Kollegen zur Rede, der ihr bei einer schon länger zurückliegenden Feier einen Zungenkuss aufgezwungen hatte.

Ich habe diesen Bericht mit einer eigenartigen Neugierde gelesen, die weit hinausging über das allgemeine Interesse daran, was eigentlich geschieht, wenn der ungeschriebene Vertrag, sexualisierte Situationen nicht als solche zu benennen, gebrochen wird. Meine Neugierde hatte zusätzlich auch einen ethnografischen Touch: Wie wirkt männliche Anmache auf eine heterosexuelle Frau? Was passiert so einer „richtigen“ Frau eigentlich im täglichen Leben?

#Me hetero

Denn wir lesbischen Feministinnen reden zwar in der *#MeToo*-Debatte mit, als könnten wir das Skript und wüssten auch, worum es geht. Aber wissen wir das wirklich? Natürlich geht *#MeToo* uns alle an. „Wir Frauen“ (wenn ich jetzt mal von einem Wir sprechen darf) teilen ähnliche Erfahrungen, und natürlich werden Lesben/Queers auch Ziel von Sexismus.

Auch für uns gibt es Angestarrtwerden in der U-Bahn, Hinterhergepeife, dumme Bemerkungen oder auch mehr oder weniger gelungene Schmeicheleien, wie etwa das öde: „Sie als junge Frau“. Dann aber trennen sich die Wege. Denn trotz einiger homosexueller Fälle, wie etwa der Vorwürfe sexueller Belästigung gegen Kevin Spacey, geht es im Kern der Debatte ja darum, wie, warum und wozu Männer Frauen angraben. Seit ich mich als lesbisch definiere – beziehungsweise als zu rund 90 Prozent nicht heterosexuell –, geschieht mir diese „Anmache“ wesentlich seltener, vermutlich, weil ich ein gewisses Mann-Frau-Spiel schon im Vorfeld abblocke. Ich lächle nicht mehr so lieb, nur weil ein Mann spricht, höre weniger bereitwillig langatmigen Ausführungen zu, ziehe kaum Röcke an. Gerade wenn eine Besprechung mit einem männlichen Vorgesetzten ansteht, tue ich kleidertechnisch alles, um nicht in die klassische Frauenrolle zu geraten. Trage ich doch ein Kleid, ist unglaublich, was passiert: Mir wird (gerade in Wien) der Stuhl herangerückt, in den Mantel geholfen – plötzlich ist wieder ein ganz anderes Repertoire aufgerufen, in dem ich mich mittlerweile fremd fühle. Abblocken heißt: nicht wahrnehmen, nicht reagieren. Eine meiner lesbischen Freundinnen kann sogar gefahrlos Röcke anziehen, sie hat so wenig Antenne für das Interesse von männlicher Seite, dass sie einmal selbst einen vor unseren Augen masturbierenden Spanner ignorierte. Er war für sie schlicht nicht da.

Schmiermittel Erotik

Alle Sozialverhältnisse sind gegendert und daher sozusagen kryptosexualisiert. Geschlechtsgleichheit (als erotische Solidarität) oder Geschlechterdifferenz (als potenzielle erotische Anziehung) sind gesellschaftliche – hm, nun ja – „Schmiermittel“. Etwas theorielastig könnte man Edmund Husserls Begriff der „Protentionalität“ verwenden, um das zu beschreiben. Jede erlebte Gegenwart, sagt Husserl, greift aus in die Zu-

kunft, sie trägt einen Horizont an Erwartungen und Möglichkeiten in sich. Eine gewisse „erotische Protentionalität“ (die Husserl natürlich nicht im Sinn hatte) macht den Kick, die Schönheit und den Charme der meisten sozialen Situationen aus und erleichtert das Gespräch. Dabei muss eine Situation gar nicht erotisiert sein, um dennoch so zu wirken. Es muss nichts passieren, aber es könnte. Für Lesben, Queers, oder alle Personen, die nicht ins klassisch-heterosexuelle weibliche Schema passen, beginnt hier schwieriges Gelände, denn der Kokon des Desinteresses am männlichen Interesse ist eben auch eine Mauer. Etwas fehlt, es knirscht im Gebälk. Begegnungen bleiben auf unsagbare Weise leicht irritiert und ungelent.

Ich frage mich, was schlimmer ist: In einem Machtgefälle sexualisiert angemacht zu werden von einer Person des Geschlechts, das man begehrt, oder von einer des sozusagen falschen Ufers. Einmal bin ich von einer lesbischen Chefin zu einem leicht anzüglichen Kaffeetrinken eingeladen worden, und was da in der Luft lag, war nicht schön. Gar nicht. Vielleicht sitzt bei unerwünschten Avancen vonseiten des prinzipiell „passenden“ Geschlechts die Scham sogar tiefer.

Macho-Panik

Doch die Avancen vonseiten des unpassenden Geschlechts treffen einen anderen wunden Punkt. Die männliche Anmache stößt uns Lesben/Queers besonders ab, weil sie ein Begehren aufruft, das wir nicht erwidern und die Selbstverständlichkeit eines „patriarchalischen Rechts“, das wir ablehnen. Da mag das Kompliment noch so nett gemeint sein. Aus lesbischer Sicht sind daher auch Gedichte wie Eugen Gomringers heiß umkämpfte *Avenidas* zwar nicht unbedingt sexistisch, aber irgendwie verzichtbar.

Gleichzeitig stehen wir Lesben auch auf der männlichen Seite. Schließlich begehren wir Frauen. Weil es uns selbst aber oft unangenehm ist, von Männern angemacht zu werden, herrscht in

der Community eine weit verbreitete Panik, genauso dämlichdreist zu wirken, wie der herkömmliche Macho. Das „Pestering“ jedenfalls, das Catherine Deneuve & Co in ihrem offenen Brief als männliches Recht einforderten, ist den meisten von uns hochnotpeinlich. Was im Gegenzug zu einem eigenartigen Gehemmtsein in der Annäherung führt. Lesbische Flirtkultur ist ein schwieriges Thema, und das hat auch mit #MeToo zu tun.

Ich denke immer noch an den schon vor langer Zeit dahingeseuften Satz einer Bekannten namens Tilly: „Wir kümmern uns permanent um die Probleme von Frauen. Aber sei mal ehrlich: WIR haben diese Probleme gar nicht.“ Eben: Verhütung, Abtreibung, Aufteilung der Hausarbeit, männliche Gewalt in Beziehungen, patriarchale Machtansprüche – viele der feministischen Themen betreffen Lesben nicht konkret, sondern höchstens strukturell. Ja, „Wir Frauen“ teilen ähnliche Erfahrungen, wir teilen die Wut und die Hoffnung auf Verhältnisse, in denen diejenigen, die das Sagen haben, nicht zugleich auch bestimmen, worüber geschwiegen werden muss – aber wir teilen diese Erfahrung aus verschiedenen Gründen. #MeToo betrifft Queers und Lesben anders. Wir rufen auf zu neuen sexuellen Beziehungen. Wir finden, dass es einer Revolution bedarf, die die ungute Verquickung von gesellschaftlicher und sexueller Rolle auflöst. Aber sind diese Gender-Bender-Utopien auch nur ansatzweise mehrheitsfähig? Ich fürchte, dass wir Homos/Queers die Sache mit der Heterosexualität nicht recht verstehen, oder nur halb. Wir sind fremd in diesem Film. Vermutlich begreifen wir nicht in voller Tiefe, warum Frauen sich zu Männern hingezogen fühlen und umgekehrt. Dieses Begehren ist mächtig, was sich nicht zuletzt daran ablesen lässt, wie lange und wie weitreichend die #MeToo-Debatte geführt wird. Im Gegensatz zu Diskussionen um Transgender-Themen käme hier niemand auf die Idee zu sagen: „Marginales Thema! Habt ihr eigentlich nichts Besseres zu tun, als euch wortreich darum zu sorgen, ob man nach #MeToo noch flirten kann?“ Tilly hätte diese Frage gestellt.